

(Fortsetzung.)

Fräulein Marguerite verzog ihr liebliches Gesicht so ausdrucksvoll, daß Cousin Adolf wenig Hoffnung daraus hätte schöpfen können. Sie fragte ihren Vater lächelnd: „Was haben Sie ihm denn darauf erwidert?“

„Was ich in einem solchen Fall überhaupt habe sagen können nach Pflicht und Recht, abgesehen von der Liebe, die ich für Dich hege. Ich erwiderte ihm, daß ich Dir Mittheilung von seiner Werbung machen werde, daß ich über Deine Hand nicht verfuhr, sondern daß Du das entscheidende Wort zu sprechen hast. Bin ich denn ein Dramm, um Dich zu etwas zu zwingen; bist Du nicht alt genug, um selbst eine Wahl zu treffen?“

In der Gewißheit, daß Marguerite ihren Cousin nicht liebe, hätte Herr Rumigny noch längere Zeit in diesem fahrlässigen Tone weiter gepredigt, wenn ihm seine Tochter nicht mit einer etwas unnatürlich lauten Lustigkeit ins Wort gefallen wäre.

„Ganz richtig, Sie können, lieber Papa, Herrn Adolf Morin ruhig antworten, daß ich von seiner Werbung mich sehr geschmeichelt fühle, daß ich aber noch nicht den Wunsch hege, mich zu verheirathen und Sie zu verlassen, da ich mich hier so glücklich fühle.“

Der alte Egoist hörte nicht, wie die Stimme seiner Tochter thränenumflort war, sondern rückte rasch seinen Sessel zu dem ihren, nahm ihre Hand in seine und sagte lächelnd:

„Ueberleg' Dir's genau, mein liebes Erbkind; ich bin ja sehr gerührt von Deiner Liebe und Anhänglichkeit zu mir, aber ich wünsche nicht, daß Du das Glück Deiner Zukunft Deinem alten Vater zum Opfer bringst. Adolf ist sehr reich und angesehen; er wird, dessen bin ich gewiß, ein ausgezeichnete Mann sein. Deine Ablehnung wird diesen Bräutigam sehr kränken, aber ich will Dir nicht zureden, vielleicht hast Du recht. Willst Du Dir's noch überlegen, oder bist Du fest entschlossen?“

„Ich bin fest entschlossen, Mein' zu sagen.“

„Nun gut, dann werde ich ihn davon verhandeln.“

Herr Rumigny nahm Marguerites Kopf zwischen seine beiden Hände und küßte sie herzlich auf die Stirn. Dann entfernte er sich rasch, um die Freude nicht zu verrathen, die er über ihren Entschluß fühlte.

Als er das Zimmer verlassen, brach Marguerite in Thränen aus. Sie fühlte, welche häßliche Komödie ihr Vater ihr verspielt. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr liebes Herz, das alles sollte einem Manne geopfert werden, der dreimal älter war, als sie und dessen großes Weisheit sie stets abgelehnt hatte. Herr Adolf Morin war nicht nur fünfzig Jahre alt, sondern ein selbstgefälliger, ungeschickter Junggeselle, der trotz seines reichlichen Einkommens armselig lebte; ihr liebes Herz sollte armen seine herorstechendsten Charaktereigenschaften; wenn er bislang Junggeselle geblieben, so war dies deshalb, weil er auf der Jagd nach einer reichen Wittig noch nie das Richtige getroffen zu haben meinte.

Diesmal allerdings war bei dem vierzigjährigen Hagestolz auch etwas Liebe mit im Spiele, und er wollte sich mit den Hunderttausend Francs Mitgift begnügen, die ihm Herr Rumigny in Aussicht gestellt hatte. Daran, daß sein Antrag angenommen werde, zweifelte Herr Morin nicht im Geringsten, hatte doch Tage vorher sein Onkel ihm so halb und halb das Jawort gegeben. Er war so überzeugt von seinem Erfolge, daß er kurz nach der oben geschilderten Unterredung bei seinem Onkel erschienen, mit einem großen Blumenstrauß in der Hand und einem siegeslächelnden Lächeln auf den Lippen.

„Der gnädige Herr und das Fräulein sind noch beim Frühstück“, sagte der Diener, der ihm öffnete.

„Um so besser“, erwiderte Adolf, „werde ich beide überfallen.“

Er ging durch das Vorzimmer in den Speisesaal, wo er Marguerite, noch ganz aufgeregt von der Unterhaltung, die sie soeben mit ihrem Vater gehabt hatte, allein fand. Als das junge Mädchen seinen Cousin erblickte, trödelte es rasch seine Augen und, wenig gelautet zu einer neuerlichen Unterredung in derselben Sache, sagte es, sich schnell ergebend:

„Mein Vater ist soeben weggegangen, er dürfte wohl im Garten sein, wir wollen ihn auffuchen.“

„Hat er Ihnen heute früh nichts davon gesagt, worüber wir gestern gesprochen haben? Es war von Ihnen die Rede, meine schöne Cousine.“ Damit reichte er ihr ziemlich künstlich den Blumenstrauß.

„Ja wohl, mein Vater hat mir von Ihrer Werbung, die mich sehr ehrt, Mittheilung gemacht; er selbst wird Ihnen die Antwort erteilen. Kommen Sie.“ Sie wandte sich zur Thür des Speisenzimmers, um hinauszugehen.

„Was darf ich hoffen?“ fragte der Diener, indem er ihr höflich den Weg freistellte und lächelnd nach ihrer Hand griff.

„Hören Sie, Adolf“, sagte Fräulein Rumigny mit feiner Stimme, „ich will mit Ihnen offen reden und Ihnen einen zweiten unnötigen Weg ersparen; ich

habe meinem Vater gesagt, daß ich nicht betrathen wolle. Bleiben wir gute Freunde, aber Ihre Frau werde ich niemals.“

„Warum?“ fragte Herr Morin hastig. „Das will ich Ihnen sagen: Weil ich überhaupt nicht betrathen will.“

„Und weil Sie mich nicht lieben?“

„Aber Cousin.“

„Und weil ich nicht jung und schön und reich genug für Sie bin“, rief der Neffe des Herrn Rumigny in verlegtem Tone hervor. Er fühlte sich in seiner Liebe und in seiner Eitelkeit tief beleidigt.

Als Herr Morin nämlich eines Tages gefunden hatte, daß das einsame Junggesellenleben für ihn zur Last zu werden beginne, da gerüthete er auch zu bemerken, daß seine Cousine Marguerite ein hübsches Mädchen sei. Da er auch wußte, daß sie Geld habe, wurde sie für ihn das Ziel seiner Wünsche. Er legte sich einen feinen Plan zurecht, um zuerst dem Vater für sich zu gewinnen. Er wurde ein fleißiger Besucher des Hauses, heuchelte eine intensive Liebe zur Musik und ließ vor Allem von seinen Heirathsplänen nichts merken, da er wußte, wie sein Onkel darüber denke. Aber je öfter er kam, desto mehr entwickelte sich in seinem Innern die Liebe zu seiner Cousine, und was anfangs nur Berechnung gewesen, ward alsbald zur Leidenschaft.

Eines Abends, da er Herrn Rumigny in guter Laune vorfand, sagte er sich ein Herz und kam auf seine Gefühle für Marguerite zu sprechen. Sein Onkel nahm diese Eröffnungen nicht unwirsch an, zumal er wußte, daß das junge Mädchen dem Cousin nicht besonders gut sei. Er erwiderte ihm also, er müsse zuerst mit der Tochter sprechen und werde ihm morgen Bescheid geben.

Wir haben gesehen, in welcher Weise er sein Wort eingelöst. Herr Morin hatte gar nicht daran gezweifelt, daß es ein Jawort sein müsse und war nun nicht wenig verblüfft von dem Koche, den er soeben erhalten. Er wollte ohne Zweifel in Vorwürfe ausbrechen, als Marguerite, um diesen auszuweichen, sagte:

„Sie sind sehr im Irrthum, mein lieber Cousin; ich bin nicht so stolz, um nicht die Ehre zu empfinden, die Sie mir durch Ihren Antrag erweisen. Ich gehe Ihnen mein Wort, daß ich nur einen Grund zur Ablehnung habe und das ist der, daß ich überhaupt nicht heirathen will. Und da dies meinerseits ein unerschütterlicher Entschluß ist, so ist es, glaube ich, unnötig und peinlich, daß wir uns über diesen Gegenstand noch weiter unterhalten. Gestatten Sie also, daß ich mich zurückziehe. Auf Wiedersehen, wenn Sie nichts weiter als meine Freundschaft wollen.“

Ohne eine Antwort des Herrn Morin abzuwarten, entfernte sich Marguerite mit einer leichten Bewegung durch die andere, entgegengesetzte Thür.

Der alte Junggeselle stand verblüfft und verlor die da. Eine so unumwundene Ablehnung hatte er nicht erwartet und wenn ihm auch zu seiner Werbung zu meist nur Selbstinteresse veranlaßt hatten, so fühlte er dennoch zu dem jungen schönen Mädchen eine tiefe Zuneigung. Was sollte er jetzt thun? Das Beste ist, dachte er, sich möglichst geräuschlos zu entfernen. Er wandte sich eben zum Gehen, als Herr Rumigny erschien. Die Ueberraschung, die sich auf seinem Anlitze ausdrückte, bewies, daß er seinem Neffen hier zu begegnen nicht erwartet hatte und daß ihm dieses Zusammentreffen kein besonderes Vergnügen bereite.

Herr Morin bemerkte dies alles nicht. Rasch schritt er dem Onkel entgegen und reichte ihm betrübt die Hand.

„Nun?“ fragte dieser mit möglichst harmloser Miene. „Hast Du mit Marguerite gesprochen?“

„Jawohl“, antwortete Adolph Morin. „Sie hat mich schlanterweg abgewiesen.“

„Ist's möglich! Ich habe ihr doch so zugeredet.“

Herr Rumigny hatte diese Worte in einem solchen Ton wahrhaftiger Ueberraschung ausgesprochen, daß sein Neffe, selbst wenn er Verdacht in die Aufrichtigkeit seines Onkels gesetzt hätte, von dessen Theilnahme hätte überzeugt sein müssen.

„Sie hat mir jede Hoffnung genommen“, sagte Morin. „Das hat wenigstens den Vorzug, die Situation zu klären.“

„Warum hat sie Deinen Antrag abgelehnt?“

„Sie sagt, sie wolle überhaupt nicht heirathen!“

„Ah, das sagen alle jungen Mädchen, das darf man nicht so tragisch nehmen.“

„Sie begreifen, mein lieber Onkel, daß ich unter solchen Umständen meine Besuche bei Ihnen ziemlich einschränken muß.“

„Das ist ein Unfuss, lieber Freund. Ich habe Dir doch schon früher gesagt, ich werde Marguerite niemals zwingen, weil ich nur ihr Glück will. Wer wird denn aber gleich die Finte ins Korn werfen? Wer kann's wissen? Die Mädchen sind so weichenherzig und launenhaft und ich wetze mit Dir, daß sie in vier Wochen keinen schlimmeren Wunsch haben wird, als Dich zu heirathen.“

„So verlockend diese Aussicht war und so viel der eitle Herr Morin auch von sich hielt, so schüttelte er dennoch vernennend das Haupt und entfernte sich mitkinnig. Er fühlte, wie seine Liebe sich in Haß verwandelt, wie das ja so oft bei leidenschaftlichen Naturen vorkommt, die sich in ihren Empfindungen verkehrt fühlen.“

Herr Rumigny dagegen war mit sich

sehr zufrieden. Er hatte sein Spiel gewonnen und auf der ganzen Linie gesiegt. Marguerite meinte inzwischen auf ihrer Stube heiße Thränen. Sie hatte den Antrag abgelehnt und die lächerliche Leidenschaft ihres Cousins hatte sie kalt gelassen, weil sie in ihrem jungfräulichen Herzen ein ungekanntes und nur geahntes Ideal von Liebe trug, das so ganz entgegengekehrt war von dem, was Herr Morin ihr bot.

Als sie sich Abends zum Diner setzte, wie gewöhnlich ihrem Vater gegenüber, da waren die Thränen aus ihrem Gesicht verschwunden und Ruhe lagerte auf ihren Zügen. Herr Rumigny mußte sich sagen, sie habe aus kindlicher Liebe zu ihm es abgelehnt, Frau Morin zu werden. Wäre er aber weniger egoistisch gewesen und hätte er sein Kind aufmerksamer betrachtet, dann wäre ihm nicht verborgen geblieben, daß Marguerites Liebe nur eine scheinbare war. Marguerite war in ihrem Innern enttäuscht darüber, daß man sie zu einer solchen Komödie gezwungen habe und sie begann zu fühlen, daß die Liebe ihres Vaters nur Selbstsucht sei. In ihrem Innern empörte sich etwas gegen diesen Zwang und Herr Rumigny ahnte nicht, wie sich diese Empörung noch gegen ihn wenden werde.

XVI. Kapitel.

Marguerites Herzensroman.

Einige Monate nach den Vorgängen, die wir soeben erzählt, erhielt Herr Rumigny aus Neapel einen Brief, der ihn so freudig erregte, daß er ihn zweimal las.

Der Brief war von einem der bekanntesten italienischen Musiker und hatte folgenden Wortlaut:

„Mein verehrter Freund! Ich empfehle Ihrem freundlichen Wohlwollen Herrn Robert Valerini, einen meiner liebsten Freunde und Landsleute, der sich Ihnen in kurzen Worten vorstellen wird. Es ist ein junger Mann, in jeder Hinsicht würdig des besten Empfanges und der lebenswürdigsten Aufnahme, und die ich Sie für ihn bitte, nicht nur mit Rücksicht auf unsere Freundschaft, sondern auch unter Berufung auf jene Kunst, die uns beiden eigen und gemeinsam ist. Valerini ist trotz seiner Jugend ein Meister. Sie, der Sie selbst ein Kenner sind, werden sich bald davon überzeugen.“

Er ist gezeugt, seine Heimat zu verlassen. Die Gründe kann ich Ihnen nicht angeben, er wird sie Ihnen selbst mittheilen. Er hat mich um meinen Rath und einige Empfehlungen gebeten. Ich konnte nichts Besseres thun, als ihn an Sie zu weisen. Ihn sei für ihn, was Sie für meinen Sohn thun würden. Ich werde Ihnen dafür stets dankbar sein. Sie werden Valerini noch nicht einen Monat kennen und werden ihn bereits zu Ihren besten Freunden zählen.“

Ich lese soeben die letzte Zeile an ein Musikstück, das ich Ihnen widmen will. Sie werden baldig eine Copie davon erhalten, und wenn mich mein Weg, wie ich hoffe, demnächst nach Frankreich führt, dann wollen wir's zusammen spielen.“

Ich bin in aller Freundschaft Ihr Albert.“

Herr Albert war ein Komponist, dessen Name auch in Frankreich bekannt war und den Herr Rumigny auf einer italienischen Reise kennen gelernt hatte. Nichts konnte dem eiteln Dilettanten mehr schmeicheln als die Lobeserhebungen dieses großen Künstlers. Er beehrte sich denn auch, diesem rasch zu antworten, daß sein Haus Herrn Valerini zur Verfügung stünde und er unterließ es auch nicht, seiner Tochter und allen Freunden die Ankunft des italienischen Musikers anzukündigen.

Marguerite war aber nicht in der Gemüthsstimmung, um an der großen Freude, die ihr Vater zeigte, theilzunehmen. Ihre einzige Sorge war, so viel als möglich ihrem Cousin, Herrn Morin, aus dem Wege zu gehen, der wieder Rath gesucht hatte. Er belästigte das junge Mädchen mit einer Aufmerksamkeit und seinen schwächelnden Blicken, und Fräulein Rumignys Gleichgültigkeit für ihren Verehrer veranlaßte sie allmählig in Widerwillen und Haß.

Sie nahm also die große Nachricht, die ihr Herr Rumigny mit besonderer Feierlichkeit ankündigte, sehr kalt entgegen, und als acht Tage darauf Herr Valerini ihrem Vater gemeldet wurde, verschwand sie rasch trotz dessen wüthenden Blicken aus dem gemeinsamen Salon.

Herr Rumigny dagegen eilte, so rasch als es seine sechzig Jahre ihm erlaubten, dem Italiener entgegen und reichte ihm mit enthusiastischer Freundslichkeit die Hand.

„Herzlich willkommen, Schüler meines berühmten Freundes, im Hause eines einfachen Meisters.“

Mit sanfter Gewalt zog er den Gast zum Sopha, wo er ihn neben sich Platz nehmen ließ.

Valerini war in der That ein Mann von außerordentlicher Schönheit, schlank und kräftig, mit dunklen, feurigen Augen, hoher Stirn und tabenschwarzem Haar; der edle Typus eines vornehmen Neapolitaners, den ein ständiges, melancholisches Lächeln um den feinen Mund noch interessanter machte.

Sehr gerührt durch diesen herzlichen Empfang sah er neben dem alten Herren und drückte ihm seinen innigsten Dank für die lebenswürdigen Begrüßungsworte aus. Sie sprachen sodann über Albert und sein Schaffen und kamen endlich auf die moderne Musik zu sprechen, wobei Herr Rumigny, dessen stärkste Seite nicht der Takt war, den Italiener fragte, was er denn eigentlich in Frankreich beginnen wolle.

„Mein Herr“, antwortete dieser mit aller Offenheit, „ich schreibe aus Ihrer Frage, daß Ihnen unser gemeinsamer Freund wenig oder gar nichts über mich geschrieben hat und Sie nicht wissen, wer ich bin.“

Der Erzähler wollte den Redner unterbrechen. „Ich bitte Sie“, fuhr dieser fort, „lassen Sie mich zu Ende sprechen. Ich will, daß Sie alles wissen sollen, damit Sie sodann einschließen können, ob Sie mich Ihre Freundschaft für würdig halten.“

„Können Sie daran zweifeln?“ fiel Herr Rumigny dem Sprecher in's Wort.

„Wissen Sie denn, mein Herr, daß vor Ihnen ein Unglücklicher steht, den die Furcht vor dem Kerker aus seinem Vaterlande getrieben hat. Es ist möglich, daß, während ich mit Ihnen spreche, ich von den heimischen Gerichten zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurtheilt werde.“

Der alte Herr sprang in jähem Schreck auf.

„Sie brauchen deswegen nicht zu erschrecken, noch weniger schlecht von mir zu denken“, sagte Valerini, als er den Ausdruck des Entsetzens auf des Hausheeren Antlitze sah. Das kann bei uns in Neapolitanen dem ehrenwerthen Menschen passieren. Durch eine derartige Verurtheilung erleidet er auch an seiner persönlichen Ehre keine Einbuße. Unser neuer König sendet jene Patrioten auf die Galeere, welche ihr angekamtes Königshaus, ihren gekrönten Herrscher Franz II. nicht verlassen können. Ich war in eine politische Bewegung verwickelt, die darauf abzielte, den sardinischen Usurpator wieder außer Landes zu jagen und eine Volkserhebung zu Gunsten des früheren Herrscherhauses ins Leben zu rufen. Aber es hatten sich Verräther in unsere Reihen eingeschlichen, und ich hatte, durch Alberti gewarnt, nur noch Zeit, mich nach Frankreich zu flüchten, dessen Regierung, wie ich hoffe, einen politischen Verbrecher nicht ausliefern wird. Für alle Fälle habe ich meinen Namen geändert. Ich nenne mich jetzt Valerini; für Sie allein heiße ich Romelli.“

„Nur für mich allein, dessen können Sie gewiß sein“, beiläufig Herr Rumigny zu bekräftigen. Es schien ihm sehr interessant, einen Verbrecher bei sich zu beherbergen. Ein Kammergänger, wie viele seiner Landsleute und Ständesgenossen, war er natürlich als Allesbesserwisser mit der jeweiligen Regierung stets unzufrieden, und so bereitete es ihm ein gewisses Vergnügen, den „Herren“ ein Schnippen zu schlagen, zumal die Sache gar nicht gefährlich war.

„In Marseille habe ich“, fuhr Valerini fort, „einen Brief von Alberti erhalten, in welchem er mir den Rath erteilte, mich nach Rheims zu begeben, und mich vertrauensvoll an Sie zu wenden. Ihr Freund macht mir Hoffnung, daß ich hier dank Ihrer Lebenswürdigkeit und Ihrem großen Einflusse einen Erwerb finden werde. Das ist, verehrter Herr, meine Geschichte, und nun frage ich Sie, darf ich auf Sie rechnen?“

„Ob Sie auf mich rechnen dürfen, junger Freund!“ rief Rumigny, begeistert von der Proletorrolle, die er nun zu spielen bekam. „Jetzt mehr als vorher. Meine Tochter und ich werden Ihre ersten Schüler sein. Ich habe hier einigen Einfluß und ziemliche Bekanntheit, und in Kunstfachen hört man auf mich; was ich thun kann, wird geschehen. Seien Sie ohne Sorgen; in einem Monat sind Sie in Rheims berüchtigt. Wir wollen den Herrschaften einmal zeigen, was gute und vornehme Musik heißt.“

Der alte Herr schüttelte herzlich die Hand des jungen Mannes, den er mit großem Stolz seinen Schilling nannte. Ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr er fort:

„Wir wollen unsere Bekanntheit wie Künstler feiern. Ich habe hier ein ausgezeichnetes Instrument, einen Flügel, der mich baar zweitausend Francs gekostet hat — aber er ist es auch werth. Spielen Sie mir, bitte, etwas vor.“

„Mit größtem Vergnügen“, erwiderte Valerini und setzte sich an's Klavier, das der alte Musiknarr geöffnet hatte.

Nach einem kurzen Präludium, das dem Musiker überzeugte, daß er ein ausgezeichnetes Instrument unter den Fingern habe, begann er in wahrhaft künstlerischer Weise zu spielen. Voll Entzücken hörte Rumigny zu und schloß auf den Fingerringen, um dem Diener den Auftrag zu geben, die Tochter zu holen. So wenig die bevorstehende Vorstellung nach Marguerites Geschmack war, so beehrte sie sich dennoch, dem Wunsche des Vaters sofort Folge zu leisten und stand einige Minuten später an der Thür des Salons.

„Hör'!“, rief der Vater zu, der soeben sie den Italiener nicht hörte, der soeben ein sentimentales Lied spielte. „Hör' zu, hast Du je etwas Schöneres vernommen?“

Marguerite mußte sich auch zugeben, daß der Fremde ein Künstler ersten Ranges sei. Mit einer tiefen Verbeugung erhob er sich, nachdem das Spiel geendet. Herr Rumigny stellte ihn seiner Tochter vor, und Valerini entschuldigte sich in so schlichten und herzlichen Ausdrücken, daß das junge Mäd-

chen, ohne es zu wollen, innerlich ergriffen war. Aber es beherrschte sich vollständig und zeigte eine so kalte Miene, daß der Vater daraus schloß, er werde große Mühe haben, zwischen seiner Tochter und dem Fremden ein gutes Einverständnis herbeizuführen.

Es hatte thätiglich keinen Monat gedauert, wie Herr Rumigny es vorausgesetzt, und sein junger Freund zählte zu den gefuchtesten Musikern von Rheims. Er hatte in einem Konzerte mitgewirkt und das Publikum so enthusiastisch, daß sich die reichsten Leute darum rissen, ihre Kinder von ihm unterrichten zu lassen.

Und es hatte auch keinen Monat gedauert, so war Fräulein Marguerite, die der allgemeinen Begeisterung so fremd gegenüber zu stehen schien, wie ausgewechselt. Obgleich ihr liebliches Gesicht den ersten und mitunter traurigen Ausdruck beibehalten hatte, schwebte doch oft um ihre Lippen ein leichtes, süßes Lächeln, und in ihren Augen bligte ein Strahl der Freude auf. Die Einsamkeit war für sie nicht mehr ein Mittel, um den väterlichen Zärtlichkeiten, die sie bedrückten, zu entgehen, sondern sie suchte wiederholt ihr verschwiegene Kammerlein auf, um dort allein zu sein mit ihren Gedanken und ihren Träumen.

Marguerite Rumigny liebte.

XVII. Kapitel.

Zwischen Vater und Geliebten.

Wir schreiben keinen Liebesroman und werden daher nicht die einzelnen Ausdrücke einer Leidenschaft verfolgen, welche zwei gequälte und einsame Herzen zu einander führten.

Valerini, der aus seinem Vaterlande hatte flüchten und seine Familie verlassen mußte, hatte bei seinem feurigen und lebenshaften Naturell nicht lange Marguerites Reizen empfindungslos gegenüberstehen können. Er hatte bald herausgefunden, welchen Schatz an Zärtlichkeit dieses jungfräuliche Wesen in sich verschloß, unter welchen geheimen Leiden Marguerite litt und war bald von einem tiefen Mitgefühl für sie erfüllt worden. Er hatte auch Gelegenheit, den selbstfüchtigen Charakter seines Protektors kennen zu lernen und so das beiderseitige Leid, die Quelle ihres Liebesglüdes, Valerini wurde von einer unbezwinglichen Liebe ergriffen. Als er die Gewißheit erlangte, daß seine Gefühle erwidert würden, da priess er sein Schicksal, das ihn aus seinem Vaterlande hinaus und der höchsten Seligkeit entgegengeführt hatte.

Aber als Mann von tadellosen Ehrgeiffen war er unfähig, das Vertrauen seines Gostgebers zu mißbrauchen, und er beschloß, mit Marguerite zu sprechen, um aus ihrem Munde die Entscheidung zu vernehmen.

Eines Morgens hatte Herr Rumigny die beiden jungen Leute in jenen Sälen allein gelassen, in dem sie sich zum ersten Male gesehen, da warf Valerini einen feurigen Blick auf das junge Mädchen, der es erbeben machte, stand rasch vom Klavier auf, an dem er gesessen, und näherte sich ihm. Marguerite fühlte, daß eine verhängnisvolle Wendung in ihrem Schicksale bevorstehe. Eine Blutwelle schloß in ihr Gesicht, und zitternd stürzte sie sich auf einen Stuhl.

„Mein Fräulein“, sagte der junge Mann, indem er ihre Hand ergrieff, „sind Sie nicht auch der Ansicht, daß in der eigentümlichen Lage, in der wir uns befinden, Muth und Offenheit zur besonderen Pflicht wird. Ich liebe Sie mit aller Kraft meiner Seele, lieben Sie mich auch ein wenig?“

Marguerite schwieg. Sie schloß die Augen und drückte innig seine Hand, die in der ihren ruht. Valerini fuhr fort:

„Wohin soll diese Liebe führen, wenn wir nicht alle unsere Anstrengungen vereinigen, um die Hindernisse zu beseitigen, die uns im Wege stehen? Zur Verzweiflung. Ich für meinen Theil, theure Marguerite, werde lieber sterben, als auf Sie verzichten. Werde ich Ihrem Vater als Schwiegersohn willkommen sein? Ich kann dies zu hoffen nicht wagen, so freundschaftlich er mir auch entgegenkommt. Ich brauche daher Ihre freudige Zustimmung, damit ich den Muth fasse und alle meine Bedenken und Befürchtungen niederringe und stolz und lähn, gestützt auf Ihre Liebe, vor Ihrem Vater hintrete und um Sie werbe.“

„O, thun Sie das nicht, Robert“, sagte das Mädchen, voll Schred. Er röthend über dieses kleine Liebeszeichen, wiederholte sie:

„Thun Sie's nicht, Herr Robert!“

„Meine theuere Marguerite! Warum wollen wir nicht offen miteinander sprechen? Lieben Sie mich nicht genug und haben Sie nicht genug Vertrauen um mich nicht Robert zu nennen, wie ich Sie Marguerite nenne?“

„Ja, Sie haben Recht“, antwortete Fräulein Rumigny heftig. „Sprechen Sie in diesem Augenblick. Robert, nicht mit meinem Vater; warten Sie, haben Sie Geduld, wie auch Sie haben muß. Lassen Sie mich ihn vorbereiten. Sie kennen ihn ja doch nicht genau. Ich allein weiß, welche Kämpfe uns bevorstehen. Er liebt mich so sehr und hat sich so sehr an den Gedanken gewöhnt, daß ich ihn in verlassen werde, und daß mein Herz ihm allein gehört. Was wird er sagen, wenn er erfahren wird, daß ich mein Herz einem anderen geschenkt habe? O, ich habe Furcht!“

„Furcht? Bin ich nicht hier, um Sie zu vertheidigen? Aber Sie täuschen sich; Herr Rumigny ist ein viel zu vernünftiger Mann, um nicht zu begreifen, daß man Sie, schön und jung wie Sie sind, anbeten muß. Wenn er Sie liebt, wird er nur Ihr Glück wollen, und er hat mir so viele Zeichen seiner Freundschaft und Achtung gegeben, daß er mir versehen wird eine Liebe, die so tief und heilig ist wie die meine.“

„Mein Vater ist nicht ein Mann wie andere Männer, mein lieber Freund. Seine Zärtlichkeit für mich ist eifersüchtigen Charakters. Er liebt mich um feiner und nicht um meinwillen. Und was seine Freundschaft für Sie betrifft, sie hat für ihn tausend kleine Befriedigungen der Eitelkeit im Gefolge. Am dem Tage, da Sie ihm etwas von seiner persönlichen Bequemlichkeit oder gar seiner Tochter kosten sollte, wird er Ihr erbitterter Feind werden.“

„Das ist nicht möglich!“

„Das ist die Wahrheit. Und deshalb wiederhole ich Ihnen, ich habe Furcht.“

„Was sollen wir also beginnen?“

„Abwarten oder aufhören zu lieben.“

„Niemals!“ rief Valerini aus und bedeckte Marguerites Hände mit Küßsen.

Noch sprachen sie eine längere Weile mit einander und beschloßen endlich, einen geeigneten Moment abzuwarten, um Herrn Rumigny von ihrer Liebe Mittheilung zu machen. Bis dahin wollten sie vorsichtig sein, um bei ihm keinen Verdacht zu erregen.

Der alte Herr hatte auch gar keine Ahnung von dem, was in seiner nächsten Nähe sich abspielte. Er sah in dem Italiener nur einen tüchtigen Musiker, dem es in seinem Hause wohlgefiel, und von dessen künstlerischem Ruf auch auf ihn ein gut Theil entfiel. Ganz eingesponnen in seine Musiknarrheit, war er blind und taub gegen alles andere.

Ein stüchtiger Wind, den sie mit einander tauschen, einige Zeilen, die sie sich täglich schrieben, und ein heimlicher Händedruck genügte den beiden Liebenden, die muthig und entsagungsvoll auf den Tag warteten, der ihnen Gelegenheit bieten sollte, vor dem Vater hinzutreten. Aber wenn auch Herr Rumigny nichts bemerkte, so hatte der von Eifersucht geschürfte Blick des Herrn Morin bald die Situation durchschaut.

Vom ersten Tage an, da er Valerini gesehen, war ihm dieser ein Dorn im Auge gewesen. Reibisch auf alles, was jung und schön war, hatte er auf den Italiener von allem Anfang an einen wachen Haß geworfen. Als er sah, wie freundlich er in dem Hause aufgenommen wurde, wo man seine Liebe zurückgewiesen hatte, als er den alten Mann überall das Lob des Fremdlinges singen hörte, wurde er von tausend Dämonen der Leidenschaft ergriffen und gar, als der Gedanke in ihm aufstieg, daß dieser interessante junge Mann Marguerite lieben und von ihr vielleicht wieder geliebt werden könnte. Er schwor sich zu, sie zu überwachen und sie beide ins Verderben zu stürzen, falls zwischen ihnen ein Geheimniß bestände und er dahinter komme.

Er ward nun wieder ein tüchtiger Haß bei seinem Onkel, suchte immer in Marguerites Nähe zu kommen und heuchelte plötzlich eine wahre Musikleidenschaft. Er konnte ganze Stunden Herrn Rumigny über Musik sprechen hören, und wenn die beiden jungen Leute zusammen saßen, ließ er sie nicht aus den Augen.

Fräulein Rumigny fühlte, daß ihr Cousin sie ausspähe, und sie empfahl Robert die größte Vorsicht, die auch sie beobachtete. Aber die beiden Liebenden konnten sich noch so sehr in Acht nehmen, Morin durchschaute sie, und als er seiner Sache sicher war, zögerte er keinen Augenblick, Rache zu nehmen.

So erliefen er denn eines Morgens bei Herrn Rumigny, der allein in seinem Speisezimmer saß, da Marguerite sich soeben entfernte hatte.

„Welch guter Wind führt Dich zu so früher Stunde her, mein lieber Neffe?“ fragte der alte Herr.

„Es ist ein Gebot der Pflicht, das mich nöthigt, Sie so früh zu hören“, sagte Morin in feierlichem Leidenbitone.

„Ein Gebot der Pflicht?“

„Jawohl.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

Sie werden mich sofort verstehen. Sie erinnern sich, daß ich vor mehreren Wochen bei Ihnen um Marguerites Hand anhielt?“

„Ganz genau. Du weißt aber auch, daß ich daran unerschütterlich bin, daß sie Deinen Antrag abgelehnt hat.“

„Das weiß ich. Sie haben mir damals auch gesagt, daß Sie Ihrer Tochter niemals einen Zwang in der Wahl ihres Gatten auferlegen werden.“

„Das habe ich gesagt, und dabei bleibt es auch.“

„Das ist sehr löblich von Ihnen“, höhnte Morin, „wenn ich nicht irre, ist meine schöne Cousine auf dem besten Wege, sich selbst einen Gatten auszusuchen.“

„Das ist das Neueste. Und wen denn?“

Herr Rumigny hatte versucht, diesen Worten eine ironische Färbung zu geben, aber der Hieb lag doch zu fest und das Blut stieg ihm ins Gesicht.

Sie werden zugeben, mein theurer Onkel, fuhr Adolf Morin unerschütterlich fort, daß das nur natürlich ist. Ihre Tochter ist schön und jung, und es wäre wohl sehr merkwürdig, wenn sie nicht lieben würde.“

„Unfuss!“ brauste Herr Rumigny auf. „Von wem spricht Du?“

(Fortsetzung folgt.)